

# Zusammen getrennt

Nach einer Trennung brauchen Eltern plötzlich mehr Raum – und Räume. Doch wenn Wohnungen knapp und teuer sind, können nicht immer beide Elternteile den Kindern ein richtiges Zuhause bieten.



Für ihr Projekt  
«Sogni d'oro»  
fotografierte Gabi  
Vogt die Betten  
von Kindern kurz  
nach dem Aufste-  
hen – die Spuren  
der jungen Schläfer  
zeichnen ein intimes  
Bild von Nest-  
wärme, Rückzug  
und Aufbruch



Irgendwann kommt der Moment, in dem klar wird, dass es so nicht mehr weitergeht. Und man sich als Paar eingestehen muss: Eine Trennung ist für alle Beteiligten das Beste. Doch selbst wenn man sich darüber einig wird, wer von beiden nun geht, bleibt die grosse Frage: Wohin? Denn wo Familien ohnehin schon Mühe haben, bezahlbaren Wohnraum zu finden, wird die Lage im Trennungsfall schier aussichtslos. Plötzlich soll man – will man das Ideal des geteilten Sorgerechts auch tatsächlich leben – eine zweite Wohnung finden, in der die Kinder ebenfalls ihren Platz finden, möglichst noch im gleichen Quartier, und diese auch noch aus dem gleichen Budget bezahlen können.

In vielen Fällen ist dies geradezu illusorisch. Dies unterstreicht die aktuelle Frauenumfrage «annajetzt» von annabelle und Sotomo. Von über 6200 befragten Frauen verdient nämlich gerade mal jede fünfte Mutter mit Kindern im schulpflichtigen Alter genug, um ihren Lebensunterhalt allein zu bestreiten. Fast jede Dritte gibt sogar explizit an, sich eine Trennung vom Partner aus finanziellen Gründen nicht leisten zu können. Aufgrund der materiellen Abhängigkeit ihrer Partnerinnen und der damit einhergehenden Unterhaltszahlungen im Trennungsfall ist die Perspektive auch für betroffene Väter oft nicht eben rosiger. Nicht selten ist diese sogar so düster, dass sie sich gar nicht erst trennen – auch wenn es im Grunde höchste Zeit dafür wäre. Davon erzählt David\*.

Weil er schlicht nicht wusste, wie er sich eine eigene Wohnung mit Platz für seine zwei Kinder leisten sollte, schob der 48-Jährige den Entscheid lang vor sich her. Bis vor vier Jahren. Nach der Trennung wohnten er und seine Partnerin dann noch eine kurze Zeit als Familie zusammen. Doch es war «ein unmöglicher Zustand, vor allem für meine Expartnerin», so David.

Als Übergang musste wie so oft in solchen Fällen eine Notlösung her: Die Couch bei Freunden, ein WG-Zimmer oder eine günstige Hotelunterkunft. Gerade jetzt, wo Hotels in den Innenstädten wegen Corona hohe Leerbestände haben, nutzen frisch getrennte Paare oft sogenannte Long-Stay-Angebote, wie sie im letzten Jahr verschiedene Anbieter lanciert haben.

David entschied sich damals für das Couchsurfing, wohnte mal hier, mal dort. Seine Kinder betreute er in der alten Wohnung, einem günstigen Bijou mit fünf Zimmern. Er wäre gern in der Nähe seiner Kinder geblieben, doch in diesem Teil der Stadt war es schlicht aussichtslos, etwas Bezahlbares zu finden. Schliesslich wurden ihm zwei Zimmer für 650 Franken in einer WG vermittelt, zwanzig ÖV-Minuten entfernt vom Zuhause seiner Kinder.

Wenn die beiden am Wochenende oder während der Schulferien bei ihm waren, richtete David im Wohnzimmer einen Schlafplatz für sie ein. Dreieinhalb Jahre wohnte er so. «Eigentlich hat das gut funktioniert. Trotzdem: Zwei Zimmer für drei Leute, das ist schon sehr wenig Platz.» Nach einer

Trennung geht es jedoch nicht nur darum, dass die Kinder genügend Raum haben, sondern insbesondere auch, dass sie sich am neuen Ort wohlfühlen. Haben sie dort kein Zimmer, sondern nur eine Schlafgelegenheit, bleibt der Besuch beim Vater – oder der Mutter – eben ein Besuch und kein Nachhause-Kommen. Davids Kinder, heute zehn und dreizehn Jahre alt, fragten ständig, wann er denn endlich etwas Eigenes finde. Etwas, das nur ihm gehöre. Nach einiger Zeit mietete David zwar ein drittes Zimmer dazu. Doch dieses wurde am Ende nur wenige Male benutzt, weil seine Tochter immer seltener zu Besuch kam.

Heute wohnt David in einer Dreizimmerwohnung in einer Zürcher Genossenschaft. Diese zeigte sich kulanter in Sachen Belegungsvorschriften als etwa die städtische Liegenschaftsverwaltung. Dort stünde ihm nur eine Zweizimmerwohnung zu, weil er die Kinder weniger als fünfzig Prozent betreut. So konnte er nach vier Jahren endlich in seine erste eigene Wohnung einziehen. Er hofft, dass seine Tochter nun wieder öfter zu ihm kommen wird. Sicher ist er sich nicht: «Mir ist nicht ganz klar, ob das mit der Wohnung, mit ihrem Alter oder mit der Beziehung zwischen uns beiden generell zu tun hat.»

David sagt es zwar nie so deutlich, doch im Laufe des langen Gesprächs wird dennoch klar, dass seine Wohnsituation die Beziehung zu seinen Kindern verkompliziert hat. Auch Geld ist nach seiner Trennung ein grosses

David hofft, dass seine Tochter nun wieder öfter zu ihm kommen wird. Sicher ist er sich nicht

Thema. «Die Leute um mich herum sparen für die dritte Säule. Und ich denke mir: Bin ich eigentlich der einzige, der froh ist, überhaupt eine Wohnung zu haben?»

Dass über die Problematik Wohnraum und Trennung kaum gesprochen wird, beobachtet auch Ulrike Bahr, die sich für ihre Abschlussarbeit in Real Estate Management an der Universität Zürich mit den Wohnwünschen von getrenntlebenden Eltern beschäftigte. Neben einer umfangreichen Online-Umfrage sprach sie mit zwanzig Vätern, denn sie sind es, die in der Regel aus der gemeinsamen Familienwohnung ausziehen. Viele von ihnen seien froh gewesen, dass ihnen endlich einmal jemand zuhörte, erklärt Bahr. «In der Gesellschaft ist immer noch nicht angekommen, wie schwierig die Wohnsituation nach einer Trennung für die meisten ist.»

Dabei betrifft das Problem nicht nur Leute der unteren Einkommensklassen. Von den befragten Vätern kamen auch Gutverdienende ans finanzielle Limit. Dies, weil eine rasch benötigte Wohnlösung in der Regel eine teure ist. Zudem verdoppeln sich auch andere Fixkosten, wenn man keinen gemeinsamen Haushalt mehr teilt; für Mobiliar, Haushaltsgeräte, Abos, Versicherungen oder die Mobilität.

Auch den von Ulrike Bahr befragten Vätern war es sehr wichtig, dass sie den Kindern ein eigenes Zimmer bieten können. Doch nicht einmal der Hälfte gelang dies: «Einige hatten Angst, dass ihre Kinder deswegen nicht mehr gern zu ihnen kommen.»

Gemäss einer Studie aus dem Kanton Zürich leben aktuell bereits in jedem fünften Familienhaushalt die Kinder nicht mehr mit beiden Elternteilen zusammen. Hochgerechnet auf die Schweiz sind dies rund 150 000 Haushalte mit 227 000 minderjährigen Kindern. Das sogenannte Residenzmodell, bei dem die Kinder bei

einem Elternteil – in der Regel bei der Mutter – bleiben und der andere Elternteil die Kinder zum Beispiel jedes zweite Wochenende zu sich nimmt, ist laut Fachstelle Elternschaft und Unterhalt der Stadt Zürich immer noch am beliebtesten. Doch das Doppelresidenzmodell, bei dem die Kinder für ungefähr die gleiche Zeit bei beiden Eltern wohnen, ist auf dem Vormarsch; dies aufgrund der Einführung des gemeinsamen Sorgerechts – und weil sich die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in den letzten Jahren generell aufgeweicht hat. Doch für die geteilte Obhut braucht es mehr Wohnraum. Dies gilt auch, wenn man sich für das sogenannte Nestmodell entscheidet.

So war es bei Julia\* und Philippe\*. Die beiden Kulturschaffenden haben sich im vergangenen Sommer nach 21 gemeinsamen Jahren getrennt. Trotzdem teilen sie sich nach wie vor ihre Vierzimmerwohnung in einer städtischen Siedlung in Zürich. Auf dem Bett im Schlafzimmer schläft, wer gerade zuhause bei den drei Kindern ist. An den anderen Tagen übernachtet Philippe in einem günstigen Zimmer in einer WG, Julia in ihrem Atelier, für das sie 150 Franken im Monat bezahlt. «Eine weitere Wohnung zu mieten wäre für mich finanziell nicht möglich», sagt sie. Doch die beiden haben sich nicht nur aus finanziellen Gründen für das Nestmodell entschieden, sondern auch, damit die Kinder am vertrauten Ort bleiben konnten.

Julia und Philippe tragen auf einem grossen Kalender in der Küche jeweils zwei Monate im Voraus ein, wer wann zuhause die Kinder betreut. Bei der Planung versuchen sie sich «so gut es geht, entgegenzukommen», sagt Julia: «Im Moment verlaufen unsere Begegnungen auf einer sehr liebevollen Ebene – solange wir dabei nicht über uns sprechen.» Derzeit sind die beiden am Herausfinden, welche gemein-

samen Aktivitäten emotional auszuhalten sind und welche nicht. Manchmal waschen sie sich noch gegenseitig die Kleider. Und neulich gingen sie gemeinsam mit den Kindern wandern. Trotzdem: Wenn Julia mit ihrem neuen Freund in der Stadt unterwegs ist, fühlt sich das für sie nicht gut an. «Ein bisschen wie fremdgehen, obwohl es das nicht ist», sagt sie.

In den meisten Fällen ist das Nestmodell eine Übergangslösung. Denn es ist anspruchsvoll – vor allem, wenn ein neuer Partner oder eine neue Partnerin ins Spiel kommt. Auch Julia träumt eigentlich von etwas anderem: Von einem grossen Haus, in dem nicht nur der Vater ihrer Kinder, sondern auch ihr neuer Partner wohnen kann. Und am besten hätte es noch Platz für Freunde, andere Familien und Paare. Weshalb sie diese Idee einer grossen Lebensgemeinschaft nicht bereits ins Auge gefasst hat, als die Kinder noch klein waren, weiss Julia nicht. «Vielleicht aus Angst, etwas zu verlieren? Diese Kernfamilie, von der ich dachte, sie müsse funktionieren.»

Wie geeignete Wohnformen aussehen könnten, die nicht für die traditionelle Kleinfamilie gebaut sind, weiss Rachel Gaudenz, Gründungsmitglied des Vereins Lares, der sich für gender- und alltagsgerechtes Planen und Bauen einsetzt. Als Erstes betont die Städteplanerin jedoch im Gespräch, dass unsere Städte ursprünglich gar nicht für diese sogenannten Kernfamilien gebaut worden sind. Schliesslich sei diese vermeintlich traditionelle Familienform historisch gesehen jünger als viele Altbauwohnungen. Was es heute deshalb vor allem brauche, sei eine grössere Diversität: «Es gibt nicht die eine richtige Raumanordnung für getrennte Eltern», sagt Gaudenz. Denn nach einer Kampscheidung sind die Bedürfnisse anders als bei einer einvernehmlichen Trennung. Und direkt nach der Trennung sind oft andere





Wohnmodelle gefragt als Jahre später. Kommt ein Partner oder eine Partnerin dazu, sieht es wieder anders aus. «Optimal bei einer einvernehmlichen Trennung sind deshalb unterschiedliche Wohnkonstellationen innerhalb eines Wohnkomplexes», sagt Gaudenz. Das erfordert, dass in einer Siedlung nicht nur Drei- oder Vierzimmerwohnungen angeboten werden, sondern Wohnungen mit ganz unterschiedlichen Grundrissen, die Veränderungen in der Lebenssituation zulassen.

Ein gutes Beispiel dafür ist die Genossenschaftssiedlung Kalkbreite in Zürich. Hier gibt es sehr unterschiedliche Wohneinheiten, die durch eine gemeinsame Erschliessung sehr individuell kombiniert werden können. Neben Gross-WGs gibt es auch Dreizimmerwohnungen und Einzimmerwohnungen mit Bad, in denen beispielsweise ein Elternteil nach einer Trennung temporär wohnen kann. Dank vieler gemeinschaftlicher Räume hat man hier auch mit einer kleinen Wohnung genügend Platz für die Zeit mit den Kindern. Ein internes Restaurant bietet Alleinerziehenden nicht nur Entlastung, sondern auch die Möglichkeit, sich mit anderen auszutauschen und zu organisieren.

Ähnliche Bauten, die keine bestimmte Wohnform vorschreiben und ganz unterschiedliche Konstellationen zulassen, findet man auch in einer Siedlung der Zürcher Genossenschaft ABZ, die im Glattpark Wohnungen mit bis zu 8.5 Zimmern anbietet. In Zürich-Oerlikon hat die gleiche Ge-

nossenschaft ein Haus für Alleinerziehende gebaut, die jeweils auf relativ wenig eigener Fläche wohnen und dafür im gemeinsamen Wohnraum viele Vernetzungsmöglichkeiten finden.

«Leider nahmen sich bisher vor allem die Baugenossenschaften solchen Fragen an», sagt Städteplanerin Gaudenz. Doch das könnte sich ändern. Nachdem in der Baubranche jahrzehntelang finanzielle Fragen im Vordergrund standen, gewinnen nach ökologischen Aspekten zunehmend auch soziale Fragen an Bedeutung. Verdichtetes Bauen bedeutet nach dem neuen Raumplanungsgesetz von 2014 auch, dass Bauprojekte explizit verschiedene Qualitäten vorweisen müssen. Darunter fällt eine höhere soziale Durchmischung, die man auch durch ein Angebot an gemischten Wohnformen erreicht. Zudem haben manche Investoren gemäss Gaudenz erkannt, dass sie auf das Wohlwollen der Stimmbewölkerung angewiesen sind, wenn sie verdichtet bauen wollen. Immobilien, die als Anlageobjekte an den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner vorbeigeplant werden, haben da schlechte Chancen. Das bedeutet, dass neue Projekte vermehrt auch für unterschiedliche Lebensmodelle konzipiert werden könnten. Und dass getrennte Eltern als Zielgruppe stärker berücksichtigt werden, auch wenn sie tendenziell weniger einkommensstark sind.

Gaudenz erzählt von einem eigenen Projekt im ländlichen Raum, für das sie der Bauherrschaft statt konventioneller Einfamilienhäuser Modulein-

heiten mit zusätzlichem «Stöckli» vorschlug. Dieses kann je nach Ausbau als Büro oder Atelier genutzt werden, die Grosseltern oder ein älteres Kind beherbergen, oder nach einer Trennung wohnt eben der Vater oder die Mutter darin. Für die Investoren war das flexible Angebot ebenfalls attraktiv, da dieses die Bedürfnisse von Käufern in unterschiedlichen Lebenssituationen abdeckt.

«Planende können vermehrt auf solche sozialen Aspekte hinweisen», sagt Gaudenz. Das braucht es auch, weil in den Entscheidungsgremien immer noch vorwiegend Menschen sitzen, die sich wenig um die Realität einkommensschwacher und getrennt lebender Eltern kümmern. «Wir müssen Bauherren manchmal darauf aufmerksam machen, dass nicht die ganze Stadt aus <Double-Income-No-Kids>-Paaren besteht», sagt Gaudenz.

Doch selbst wenn das Angebot und die finanziellen Mittel stimmen, kann der räumlichen Trennung von Eltern eine weitere Hürde im Weg stehen: die Immobilienverwaltung. Davon erzählen Miriam und Chris, 42 und 44 Jahre alt. Sie haben zwei Söhne im Alter von fünf und acht Jahren. Nach ihrer Trennung vor gut einem Jahr sitzen Miriam und Chris nun nebeneinander am Esstisch ihrer einstigen Familienwohnung in einer modernen Zürcher Neubausiedlung. Und so wie die beiden heute über ihre Trennung reden und sich dabei unaufgeregt korrigieren, wie sie darüber lachen, dass sie sich unterdessen gegenseitig auf Tinder entdecken, wird

“Wir müssen Bauherren darauf aufmerksam machen, dass nicht die ganze Stadt aus DINKS besteht”

65

schnell klar: Diese Trennung verlief mustergültig. Wäre da nur nicht diese leidige Wohnsituation gewesen.

Denn während Chris als Informantiker mit Vollzeitpensum ziemlich gut verdiente, konnte sich Miriam mit ihrem damaligen Vierzig-Prozent-Pensum als Hortleiterin die grosszügige Neubauwohnung unmöglich leisten. Und sie wollte auf eigenen Beinen stehen. Obwohl ihr Mietbudget mit 1500 Franken pro Monat nicht total bescheiden war, suchte sie über Monate hinweg ohne Erfolg. Dieser stellte sich auch nicht ein, als sich ihr Budget dank Chris' Unterstützung auf 2000 Franken erhöhte. «Das war ein echter Frust. Wir waren getrennt und brauchten eigentlich Distanz. Doch ich fand einfach nichts», erzählt Miriam. Irgendwann wäre für sie auch ein WG-Zimmer infrage gekommen – oder eine Wohnung auf dem Land. «Ich hatte echt Angst, dass sie aus der Stadt wegzieht», erinnert sich Chris. Denn dann wäre es schwierig geworden mit der alternierenden Obhut, für die sie sich entschieden hatten. Die Kinder wären aus ihrem vertrauten Umfeld gerissen worden, zumindest für die Hälfte der Woche. «Wir wünschten uns beide, in der Siedlung wohnen bleiben zu können. Denn wir waren und sind dort noch immer stark vernetzt», sagt Miriam. Doch auf ihre Bewerbungen für ausgeschriebene Wohnungen, die von Grösse und Miete her gepasst hätten, erhielt sie nur Standardabsagen.

Auch bei befreundeten Paaren, die in einer ähnlichen Situation waren, beobachteten die beiden, dass sich sowohl private als auch städtische Ver-

waltungen kaum um die Bedürfnisse getrennter Eltern kümmern – und damit indirekt auch nicht um das Wohl der involvierten Kinder. Genossenschaften sind auch in diesem Punkt die Vorreiter. So hat etwa die Familienheimgenossenschaft Zürich (FGZ) ein eigenes Reglement für Scheidungs- und Trennungsfälle und behandelt betroffene Mütter und Väter vorrangig. Bei städtischen Wohnungen hingegen müssen sie sich wie alle anderen auf dem üblichen Weg um die wenigen bezahlbaren und entsprechend umkämpften Wohnungen bewerben.

Doch Chris und Miriam liessen nicht locker. Eines Tages erklärte Miriam einem Angestellten ihrer Verwaltung «sehr deutlich», dass es doch nicht angehen könne, dass sie ihre Kinder aus dem gewohnten Umfeld reissen müsse, wenn es in der Siedlung doch freie Wohnungen gebe. Nach über einem halben Jahr erhielt sie im vergangenen März endlich ihre eigene 2.5-Zimmer-Wohnung. Für ihre beiden Mietwohnungen bezahlen sie heute zusammengerechnet rund 5000 Franken pro Monat. Dies ist weit mehr, als eine durchschnittliche Schweizer Familie normalerweise für Wohnraum ausgibt – mehr auch, als die meisten Familien überhaupt zu bezahlen imstande wären. Bei Miriam und Chris geht die Rechnung nur deshalb auf, weil Miriam unterdessen eine Achtzig-Prozent-Stelle als Sozialarbeiterin hat.

Nachdem es mit der zweiten Wohnung endlich geklappt hatte, versuchten es auch Miriam und Chris zunächst mit dem Nestmodell. Beide richteten sich in der alten, grossen und in der

neuen, kleinen Wohnung je ihre eigenen Schlafräume ein. Doch Miriam merkte nach einigen Monaten, dass sie sich weder in der alten noch in der neuen Wohnung richtig zuhause fühlte. «Ich hingegen hätte gut damit leben können», sagt Chris und spricht die Vorteile eines solchen Modells an. In der kleineren Wohnung gab es keine Spuren der Kinder. Lud er Freunde zum Essen ein, stand da etwa kein Tripptrapp im Weg. «Es fühlte sich ein bisschen an wie früher, als ich noch keine Kinder hatte.» Nach drei Monaten zog Miriam schliesslich fix in die kleinere Wohnung, in der die Kinder ein zweites Kinderzimmer bekamen. Nun ziehen eben sie hin und her.

Rückblickend sei das Nestmodell vor allem für die Kinder eine gute Übergangslösung gewesen, betonen Chris und Miriam. Für sie sei damit anfänglich vieles beim Alten geblieben. Doch auch jetzt, mit der neuen Wohnsituation, habe sie das Gefühl, dass die Trennung für die Kinder nicht besonders schmerzhaft sei, sagt Miriam: «Denn sie bewegen sich weiterhin in ihrem vertrauten Umfeld.» Dies jedoch war nur möglich, weil die Immobilienverwaltung am Ende doch noch mitgespielt hat. Und weil Chris und Miriam den gegenseitigen Respekt nie verloren haben. «Wir sind zwar kein Paar mehr, aber wir sind immer noch die Eltern unserer beiden Kinder», erklärt Miriam. Deshalb essen am Sonntag auch alle vier zusammen. Und zwar in jener Wohnung, in der die Kleinen an diesem Tag gerade übernachteten.

— / — \* Namen geändert

